

Sanela Tadić

Chamäleon

In fremder Haut

Novelle

(05/2010)

Chamäleon (griech. ‚Erdlöwe‘); ein in Afrika verbreitetes Reptil, das sich aufgrund seiner wandelbaren Haut zu tarnen versteht; es imitiert in Gefahr- und Kampfsituationen die Natur und kann Blätter, Äste, Laub, Steine u.a. nachahmen und unerkant bleiben; es ist äußerst sensibel und ein Einzelgänger; die harte und raue Haut schützt es vor Verletzungen; da es auf Lebenszeit wächst, muss es hin und wieder seine alte Haut abwerfen und eine neue bilden; wegen seiner hochentwickelten Sehschärfe und der Fähigkeit, in alle Richtungen gleichzeitig zu blicken, gilt es in vielen Kulturen als ein Symbol für die Zeit und die Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; darüber hinaus dient es oftmals als Metapher für herausragende Schauspieler und im Allgemeinen für Menschen, die es ebenso verstehen, sich in bestimmten Situationen zu verändern bzw. zu verstellen, sich unauffällig ihrer Umgebung und den gegebenen Umständen anzupassen.

Benjamin war ein einsames Kind. In seiner Einsamkeit lag sein Talent. Großvater William nannte seinen Enkel eine Schatzkiste, während er die meisten anderen Menschen für leere Kisten hielt, die man beliebig füllen konnte. Natürlich war auch Benjamin eine Kiste, in die jeder warf, was er werfen wollte. Wir alle wissen, dass sich in leeren Kisten nur wenig Wertvolles ansammelt. Mehr von dem, was man brauchen soll oder zu brauchen meint, als man tatsächlich braucht. Auch William wusste das und wie viel Kraft manchmal in der Übertreibung liegt.

Benjamin eignete sich als Kind eine geheimnisvolle Art an, die Menschen glauben ließ, dieser gewöhnliche Junge könnte jeden Augenblick etwas Unerwartetes, Erstaunliches oder gar nie Dagewesenes aus einer seiner Taschen herausziehen. Er stand in herausfordernder, stolzer Haltung vor ihnen wie ein kleiner unscheinbarer Held, der insgeheim den Weg zu einem verborgenen, längst vergessenen Schatz wusste. Auch Benjamin glaubte das von anderen. Er war sich sicher, dass viel von ihm ebenso in allen anderen steckte. Mit dem Unterschied, dass sie ihre Fantasie, ihre Vorstellungskraft nie für wirklich hielten. Sie glaubten nur ihren Augen.

Mit 11 Jahren etwa zog sich Benjamin von seinen Spielkameraden, den Nachbarkindern, Cousins und Cousinen, immer mehr zurück. Er verwandelte sich täglich ein bisschen, ohne dass jemand hätte sagen können, in was er sich verwandelte. In ein altes Kind vielleicht. Denn er wurde ruhiger, in sich gekehrter, nicht mehr verspielt. Kein Fantast mehr, der Kinder und Erwachsene in Erstaunen versetzte. Das beliebte Einzelkind der Ryans, das jedes Spiel zu einem unerwarteten Abenteuer gemacht hatte, wurde in den verstörten Augen seiner Spielgefährten zum seltsamen Eigenbrötler.

Benjamin bekümmerte das sehr, doch er konnte nicht mehr derselbe Junge sein, der er einmal war. Die Spiele hatte er satt – und irgendwie auch die Kindheit. Sie erschien ihm albern, seit er beobachten konnte, wie ernst es um die Erwachsenenwelt steht. Seine Freunde mochte er noch immer, fühlte sich mit ihnen aber sonderbar al-

lein. Dieses Gefühl des Alleinseins verstärkte sich in das Gefühl des Verlaßenseins und als einziger zu wissen, dass er allein und verlassen war. Er war nicht einfach nur für sich. Alle waren auch sie fortgegangen, in eine Richtung, in die es ihn nicht zog und die nicht auf seinem Kurs lag. Einem Kurs, den er selbst noch nicht kannte. Freunde, Eltern und Familie. Weit weg von ihm erschienen ihm plötzlich alle und doch blieben sie da. Immer in seiner Nähe. In der gleichen Straße. Und dennoch in einem anderen Land.

Der einzige Mensch, von dem sich Benjamin verstanden fühlte, war sein Grossvater William. Er lebte allein in Kanada und besuchte den Enkel an allen Feiertagen. Jede Woche schrieb er ihm einen langen oder einen kurzen Brief. Seine lungenkranke Ex-Frau Margareth starb schon vor Jahren im Portview Hospital in Seattle, nicht unweit des kleinen Vorortes Woodsville, wo Benjamins ganze Familie lebte. Alle lebten sie dort. Sie gingen in die gleichen Einkaufshäuser, Parks und Restaurants. Im selben Portview Hospital sind seine Cousins und Cousinen wie er zur Welt gekommen. Sie besuchten die gleichen Kindergärten und Schulen. Alle wohnten sie in derselben Strasse. In verschiedenen, aber doch sehr ähnlichen Häusern, mit identischen Vorgärten. Alle hatten die gleiche Lebensweise und die gleichen Geschichten.

Benjamin konnte früher oft nicht unterscheiden zwischen der Familie seiner Mutter und seines Vaters. Erst wenn es Streit gab, wurde ihm der Unterschied wieder deutlich. Der Stammbaum trennte sie. Ihre Art zu denken und zu leben vereinte sie. Im Fühlen war sich niemand von ihnen ähnlich, aber gleich blieben die Gesetze, nach denen sie lebten. Nur William war nicht gleich oder ähnlich. Er war jemand ganz anderes und natürlich lebte er ganz woanders.

William Brassard war ein Grossvater, wie ihn sich jedes Enkelkind wünscht. Geduldiger, gelassener und weiser als alle anderen. Für Benjamins Mutter war er nie der Vater, den sie sich gewünscht hatte. In Doreens Augen waren schlechte Väter, die

sich in überaus geduldige, verständnisvolle, aufmerksame und weise Grossväter verwandelten, einfach nur alte Männer, die alle Manneskraft und mit ihr ihre Lebenslügen aufgeben mussten. Eines Tages, wenn sie Besiegte der Zeit sind, können sie es sich nicht länger leisten, egoistisch, herrisch, abwesend und lieblos zu sein. Sie können nichts und niemandem mehr nachjagen. Sie müssen ankommen.

Doreen wusste auch sehr genau, dass Benjamins Bewunderung und Liebe für William das einzige waren, was ihr Vater noch hatte. Sie wusste es, weil sie darin den Grund dafür sah, warum sich Benjamin in einen Jungen verwandelte, den seine eigene Umgebung auf einmal nichts mehr anging.

Nachdenken. Immerzu wollte er nachdenken. In seinem Zimmer. Drüben im Wald hinter ihrem Haus. In der Hängematte, gleich neben ihrem Vorgarten, wenn schon die Dämmerung einbrach. Überall sah und wusste sie ihn nachdenklich. Worüber musste ein Kind ständig nachdenken? Warum suchte er das Alleinsein?

Doreen bekam immer mehr Angst vor seinen Geburtstagen. Den Tagen, die seine Kindheit verkürzten, seinen Willen stärkten und seine Sehnsucht weckten nach einem Leben, das er sich in seinem Zimmer, im Wald, auf den Bäumen und im Vorgarten erdacht hatte. Ein Leben ohne sie.

Allein zu sein, fiel Benjamin nicht schwer. Er brauchte es sogar, wie andere es fürchten. Es entspannte und belebte ihn, wie es andere beunruhigte und lähmte. Auf viele Erwachsene schien das Alleinsein dieselbe Angst erregende Wirkung zu haben wie auf Kinder die Dunkelheit.

Im Alleinsein, bemerkte Benjamin irgendwann, gehörte jede Regung, jeder Gedanke und jedes Gefühl ihm. Ihm allein. Keinem anderen. Er brauchte sich nicht zu tarnen, vor niemandem zu schützen und sich an niemanden zu verraten. Es war dann so, als könnte er alles aus sich heraus zaubern, was er wollte. Er war eine

Schatzkiste. Wenn er nicht allein war, hing alles von der Stimme und von der Stimmung anderer ab. Er fühlte sich frei, solange er mit sich und bei sich war. Mit anderen war er nicht unfrei, jedoch musste er sich das Gefühl, das ihm das Alleinsein gab, erkämpfen. Ja. So könnte man es sagen. So war das.

Er musste darum kämpfen, sich darauf konzentrieren, nicht zu denken, was andere sagen; nicht zu tun, was andere wollen; nicht zu fühlen, was andere ihn spüren lassen und nicht zu tragen, was andere ihm zu schleppen geben. Keine leere Kiste sein. Er wusste es damals bestimmt noch nicht, dass dieser Kampf ein Kampf der Einsamen ist. Der Kampf aller Menschen. Selten ausgefochten und häufig aufgegeben.

„Großvater kommt! Er kommt!“ rief Benjamin eines Samstagmorgens, ergriffen vom eigenen Jubel, der ihn wild tänzelnd und selbstvergessen durch das stille Haus trieb, mit einer Musik in den Ohren, die außer ihm keiner hörte. Doreen saß mit ihrer Schwester Lesley auf der Veranda. Beide sprangen zur Haustür und blieben auf der Schwelle verduzt stehen. Benjamin tänzelte noch immer leichtfüßig vor sich hin. Dabei sumnte er eine Melodie, die sie nicht aus dem Radio kannten.

„Was treibst Du denn da? Was ist los?“ fragte Doreen.

Sie klang verärgert, ließ sich aber vom Anblick ungehemmter Freude anstecken. Sie fühlte sich von der Melodie getragen, als kannte sie sie. Unfreiwillig wippte sie mit ihren Beinen mit. In diesen Augenblicken sah sie ihren Sohn, wie er einmal war, wie sie sich ihn wünschte, nicht wie sie ihn brauchte. Die Musik im Raum verstummte. Benjamin konnte sie nicht mehr hören. Seine Melodie entschwand so plötzlich, dass er glaubte, auch seine Freude könnte sich verflüchtigen. Er versteifte sich und antwortete leise, als gäbe er etwas Verbotenes preis.

„Ein Brief von Großvater... und... da hab ich mich gefreut.“ Er senkte den Kopf.

„Na, was hat er denn geschrieben?“ fragte Lesley ungeduldig.

„Er kommt an Deinem Geburtstag, stimmt’s? Und er nimmt Dich mit. Du bringst den Sommer bei ihm.“ Doreen sprach es beinahe vorwurfslos aus. Benjamin blickte schuldig zu ihr auf. Seine Freude hatte sich mittlerweile in ein Geständnis verwandelt.

„Ausgerechnet jetzt!“ rief Lesley. „Jetzt, wo Du und Carl...“

„Er soll dürfen, was er will und nicht müssen, was er nicht will.“ unterbrach sie Doreen, was sie selten tat. Sie lächelte Benjamin an. Jenes starres, gewolltes Lächeln, das aus der dunkleren Seite des Herzens kommt. An diesen Satz von ihr wollte er sich später erinnern, wann immer er an sie dachte.

„Geh’ nur! Schreib ihm zurück. Ich ruf’ Dich zum Frühstück.“

Benjamin ging in sein Zimmer und vergrub sich in Williams Zeilen. Er ahnte, dass sich das Geschehen im Haus bald wieder in ihn hinein drängen würde.

Doreen flüchtete sich in die Küche, gefolgt von ihrer Schwester, die zu einem typischen Hausfrauen-Gespräch ansetzte. Lesley sprach meistens über Tätigkeiten des Alltags. Über die anstehende Wäsche, Besorgungen, Einkäufe und Termine, neue und alte Kochrezepte, überfällige Reinigungs- und Gartenarbeiten. Über die Wunder der Kosmetik, über Kleider aus den Schaufenstern, die sie sich wünschte und nicht zuletzt über die endlosen Lasten, die Ehemänner und Kinder mit sich bringen.

Doreen überkam mit Lesley oft das geheime Bedürfnis, sich aufzulösen, ihren Körper zu verlassen und davon zu schweben. Irgendwohin, wo Schwalben über rauschende Meereswellen ziehen und sich am Horizont in kleine fliegende Punkte verwandeln. Sie fühlte sich ungerecht mit diesem Drang, denn sie war jeden Tag mit denselben Dingen beschäftigt, die Lesley beschäftigten. Aber sie wollte nicht auch noch darüber reden, nicht ständig daran denken.

Lesley war übergewichtig und hatte sehr dünnes Haar, durch das man ihre Kopfhaut sehen konnte. Ihr Gesicht war immer stark geschminkt. In intensiven Farbtönen. Sie kleidete sich bunt und schien um einen vorteilhaften Schnitt ihrer Garderobe nicht bemüht zu sein. Die vielen Farben warfen sich jedem Betrachter dermaßen aufdringlich an die Augen, dass es den Anschein erweckte, dass die Farben mehr gesehen werden sollten, als alles, was dahinter lag. Mindestens ein Mal am Tag erwähnte sie ihr Äußeres, mal entwertend, mal überheblich. Sie wollte sich nicht eingestehen, dass sie vom äußeren Schein, von den Blicken anderer lebte, weil ihre Blicke ständig auf andere gerichtet waren. Auf ihren Schein, ohne je herausfinden zu wollen, wer sie wirklich sind, ohne eine Ahnung davon, wer sie selbst wirklich war.

Lesley hatte zudem eine aufdringliche Art zu sprechen, die es Doreen unmöglich machte, ihr nicht zuzuhören. Wenn sie es nicht erwartete, schossen aus Lesleys Mund gleich mehrere Fragen auf einmal heraus. Sie schienen ohne Zusammenhang zu sein. Doreen war dann so mit ihren Antworten beschäftigt, dass sie von der ursprünglichen Frage, die Lesley von Anfang an antrieb, völlig überrumpelt wurde.

„Weißt Du noch, was er damals zu Dir gesagt hat?“ fragte Lesley schließlich.

„Wer?“

„Du sollst es wegmachen!“ Das hat er gesagt! Und jetzt ist dieses Es das einzige, was er noch hat! Er will ihn Dir wegnehmen! Wieso lässt Du das zu?“

„Bitte hör' auf! Ich will das jetzt nicht hören!“

„Ach, *Du* willst das nicht hören! Und was ist mit mir? Mit meinen Kindern? Auch Nathans Kinder feiern Geburtstage!“ Lesley wurde mit jedem Satz lauter.

„Er hat drei Kinder. Uns! Und fünf Enkelkinder! Aber der einzige, der Briefe von ihm bekommt, den er wirklich sehen will, ist Dein Sohn! Und ich frage mich: wieso? Wieso?“

Sie trat ihrer Schwester derart nahe, dass nur noch ein Messer in ihrer Hand fehl-

te, das sie ihr an die Kehle setzen konnte, um ihrer Frage Nachdruck zu verleihen. Doreen erschrak und trat mehrere Schritte zurück. Bei Wortgefechten war sie ihrer Schwester machtlos ausgeliefert. Da war immer die Gefahr, dass Lesley ihre Worte so verstand, wie sie sie verstehen wollte.

„Lesley, ich weiß es nicht! Lass mich bitte!“

„Weißt Du es wirklich nicht?“

Doreen zögerte. Flehend sah sie ihre Schwester an. In ihrem Zögern erfasste sie eine Angst, die ihre Seele in eine Ecke drängte, in der sie nur allein stehen konnte, stehen musste.

„Ich weiß... ich weiß nur, dass Benjamin ihn braucht... ihn besonders braucht.“

„Ja, ja. Besonders. Bei Dir war schon immer alles *be-son-ders*.“

Lesley übernahm das Frühstückmachen, während Doreen sich gedankenversunken an den Herd lehnte. Sie musste sich anlehnen. An irgendetwas, das schwerer war als sie.

„Wo ist Carl eigentlich heute? Es ist Wochenende!“ sagte Lesley.

„Er ist drüben bei seinen Schwestern. Wie so oft. Wahrscheinlich reden sie über mich.“ Hastig holte Doreen Butter und Marmelade aus dem Kühlschrank.

„Schönsein ist eben nicht alles, Doreen! Dir ist immer alles zugefallen. Nun musst Du eben etwas tun. Für Dich und Carl, meine ich.“ sagte Lesley streng.

„Oder willst Du allein bleiben mit dem Kind? Denkst Du, Du findest was Besseres? Glaub mir, den Mann, den Du willst, gibt es nicht. Du musst nehmen, was Du kriegst!“

Doreen nickte, wie man nickt, wenn man einem mächtigen Widersacher gegenübersteht. Jedenfalls jemandem, dem ihr Schicksal gleichgültig war. Sie hatte nicht so viele Fragen wie Lesley, die sie ihr entgegen schleudern konnte. Sie wusste ja schon alles, kannte Lesleys Antworten. Dinge, die man einfach weiß, sobald man jemanden nur ansieht und auf die Wahl seiner Worte achtet.

Lesley hatte recht. Doreen war auffallend schön. Auch dann, wenn sie ganz natürlich war. Egal, was sie an hatte, sie fiel auf. Sie war sich dessen bewusst, verließ sich aber nie darauf. Doreen sah darin keinen Vorteil, um den sich Frauen wie Lesley, die sich hoffnungsvoll der Kosmetik und Mode unterwerfen, von der Natur betrogen fühlen. Von denen, die nicht schön sind, wird man gehasst, dachte sie. Von denen, die auch schön sind, wird man als Zierde, als Schmuck betrachtet. Bis der Glanz matter erscheint und sich jemand findet, der stärker glänzt. Für Doreen war *das* der Betrug.

Viele meinen, schöne Menschen könnten sich der Erfüllung all ihrer Träume sicher sein, weil sie schön sind. Wer schön ist, muss nicht kämpfen, kann gar nicht kämpfen, weil er nur schön, aber zu nichts fähig ist. Eine scheinbar gerechte Vorstellung. Eine dumme Vorstellung, die für dumme Leute mit dummen Träumen durchaus Wirklichkeit ist. Lesley lebte in einer solchen Wirklichkeit. Zu etwas Besonderem fähig war sie trotzdem nicht.

„Du siehst mitgenommen aus.“ bemerkte Lesley. Sie verzog ihr Gesicht, um ihren Schrecken zu zeigen. „Viel zu mager und kreidebleich bist Du! Wirkst zehn Jahre älter! Du brauchst ein bisschen Farbe!“

Das hätten auch Carls Worte sein können, dachte Doreen. Seine und Lesleys Worte waren überzeugender als jeder Spiegel. Mager sei sie geworden. Ohne richtigen Busen. Älter. Anspruchsvoller. Um Fleisch und Gewebe, geschrumpfte Brüste, um Einbuchtungen der Haut, darum ging es im Grunde. Um eine Lotterie der Gene. Es wäre komisch gewesen, läge darin nicht manchmal der Unterschied zwischen Zuneigung und Ablehnung, zwischen Wärme und Kälte. Wie oft jemand lacht, wie häufig seine ernsten Blicke sind, was ihn interessiert oder womit er nichts anzufangen weiß; das alles scheint belanglos im Vergleich zum Fleischanteil eines Menschen, besonders einer Frau.

Lesley sah nun freundlich und milde zu ihrer Schwester rüber, während sie den Tisch deckte. Sie wurde immer sanft und freundlich, wenn sie Doreen nachdenklich, schwächlich sah. In ihrer Freundlichkeit lag dann eine scheue Freude, die sie mit niemandem teilen konnte. Doreen spürte das und wusste, dass Lesley keinen Gedanken der Sorge an sie verschwenden würde. Sie dachte nicht über die Probleme ihrer Schwester nach, vielmehr suchte sie sie. Nachdenken entsprach ihr nicht. Sie wollte vorfinden.

„Soll ich jetzt für zwei oder für drei decken?“ fragte Lesley.

„Für... zwei.“ antwortete Doreen leise.

„Ach, lass' Dich umarmen, Schwester!“ Lesley breitete ihre Arme aus. Doreen trat gehemmt auf sie zu. Wie unter einem Zwang dachte sie an eine Ohrfeige, die sie so gleich empfinden würde.

Benjamin erschien hinter den beiden Frauen. Ruckartig löste sich Doreen aus der Umarmung und rieb sich beschämt ihre feuchten Augen. Sie wusste nicht warum, aber sie fühlte sich in diesem Augenblick wirklich hässlich. Hässlich auf eine Weise, wie die Schwachen, nicht die Hässlichen, sich sehen. Unsichtbar für die tiefen und zärtlichen Blicke, die sie auf sich spüren wollte. Blicke, die tiefer gingen als ihr Fleisch. Sie sah sich im Visier all jener Augen, die nur auf ihre ersten Falten wie auf einen Pfad all ihrer Entbehrungen gerichtet waren. Auf ihre Schwächen, neben denen ihre Stärken unscheinbar blieben. Ständig von solchen Augen gesehen zu werden, kann bedeuten, allein das zu fühlen, was diese Augen sehen.

„Mom, ich hab' Hunger. Können wir jetzt frühstücken?“ sagte Benjamin. Er starrte seine Tante an, als wäre sie ein Eindringling, nicht Teil seines täglichen Lebens, nicht vom selben Blut.

„Ist gut, ist gut, ich geh' ja schon!“ raunzte Lesley. „Mich erwartet ja jede Menge

Arbeit! Und meine Jungs haben bestimmt schon das ganze Haus auf den Kopf gestellt!“

Sie tippte Benjamin mit dem Zeigefinger auf die Nase. Ein aufgesetztes Entzücken flog über ihr Gesicht und verschwand in ihren Mundwinkeln.

„Siehst Du, Doreen, diese Sorgen hast Du nicht! Du musst hinter niemandem aufräumen. So pflegeleicht ist er, als wäre er gar kein Kind! Schon seltsam, der Junge. Tja, er ist eben auch etwas... Besonderes.“

Nach einem kurzen Blinzeln ging Lesley zur Tür hinaus. Weiterhin rätselnd, was es mit dieser *besonders* innigen Liebe zwischen William und Benjamin auf sich hatte. Je mehr sie überlegen musste, umso beharrlicher hielt sie für sich an einer Antwort fest, die sie am meisten befriedigte. Eine Antwort, mit der sie sich am wohlsten fühlte. Es war einfach zu erraten, was Lesley dachte und fühlte. Das machte es Doreen so schwer, in ihrer Nähe zu wohnen, von ihren Gedanken und Gefühlen wie von Geiern umgeben zu sein.

„Alles okay, Mom?“ fragte Benjamin.

„Alles in bester Ordnung, Ben! Jetzt lassen wir beide es uns schmecken! Hm?“

Mutter und Sohn setzten sich an den gedeckten Tisch. Ohne Carl. Was dasselbe war wie mit ihm. Für einen Moment stellte sich Benjamin auf dem leeren Platz seinen Großvater vor. Dann sah er seine Mutter an und stellte sich einen viel jüngeren Mann vor, der Williams Eigenschaften hatte. Irgendeinen Mann, der nicht Carl war.

„Du siehst sehr schön aus, Mom.“ sagte der Junge plötzlich.

„Findest Du?“

Benjamin nickte. Doreen sah den Jungen erstaunt an. Das hatte sie von ihm noch nie gehört. Das hatte sie lange Zeit von niemandem gehört und vergessen, dass es wahr ist. Den Gedanken, den sie dann hatte, fand sie lächerlich. Verzweifelt geradezu. Doch sie hatte diesen Gedanken, vermutlich weil sie sich verzweifelt sah.

Wenn wir schwach sind, dachte sie, werden wir nur von den Starken gestützt. Von den noch Schwächeren werden wir getreten. Manchmal bis aufs Blut. Das ist ihre Art, stark zu sein.

Doreen wurde still, als wäre sie ganz allein im Zimmer. Es war eine mit dem Frieden verwandte Stille, die sie selten in Gesellschaft erlebte und die in ihrem Innern nie lange anhielt.

Zuverlässig wie die Nacht und der Tag waren Doreens Gewissheiten und Hoffnungen, die sie immer wieder einholten. Hoffnungen, die so zerbrechlich waren, dass sie sie zu einer Wartenden machten, um ihre Verluste nicht zu mehren. Gewissheiten, die ihr das Leben verwünschten, das sie sich in Aussicht stellte. Wie riesige Schatten hingen sie dicht über ihr. Bleiern und schwarz, unentrinnbar nah. Ihr ganzes Gemüt mit bitteren Eingebungen verfinstern. Doreen war eine Wartende und Trauernde. Wartend auf die Liebe, die umsonst ist. Trauernd um die Liebe, die sie einst überschätzt hatte. Eine Gefangene zwischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten. Als flöge sie sehnsüchtig mit den Schwalben über die blau-grünen Tiefen der Meere hinweg, in denen sie jenen Himmel vermuten, für den sie keine Flügel haben.

Doreen verbrachte ihre Zeit am liebsten mit Benjamin. Jeder wusste das. Auch Carl, den das gleichermaßen störte, wie es ihm gelegen kam. So gern Doreen mit Benjamin auch zusammen war, spürte sie doch seit geraumer Zeit diese unheimliche Veränderung in ihm. Die stille Nachdenklichkeit und das häufige Bedürfnis allein zu sein. Er war da, wenn sie ihn brauchte, aber da war noch eine unsichtbare Grenze, die er sie nicht überschreiten ließ. Sie konnte gar nicht wissen, wann er sie brauchte. Als wäre er von einer geheimnisvollen, undurchdringlichen Aura umgeben, während alles um ihn herum kein Geheimnis mehr zu sein schien. Oft hatte sie das Gefühl (oder den Wunsch), dass er längst wusste, was sie unbedingt aussprechen wollte

und vor allem, was sie verbergen sollte und nicht konnte. Sowas gibt es, dachte sie, ohne es recht glauben zu können, doch glauben zu wollen.

Es gibt Menschen, die hören auch das, was nicht gesagt wird und viele Menschen, die nicht einmal das hören, was man ihnen sagt. Dieselben Menschen behalten dafür ganz andere Dinge sehr genau im Gedächtnis. Die Kleidung, den Schmuck und die Frisur, das neue Auto, wo und wie teuer der letzte Urlaub war, wie die Möbel aussehen, wie viel der neue Teppich gekostet hat. Wohin solche Menschen auch sehen mögen, die Verpackung, die Form, die Zahl, die hinter allem steht, scheint äußerst wichtig zu sein. Um einiges wichtiger, als ihr Inhalt.

Mehr als Erwachsene zeigen gerade Kinder offen, was sie wirklich bewegt. Viele Kinder hören nur *Spielen, Fernsehen, Sonne, Geschenke, Kleider, Durst, Hunger, Schlafenszeit, Aufstehen, Schule, Hausaufgaben*. Manche Kinder hören aber auch *Sehnsucht, Enttäuschung, Hass, Traurigkeit, Wut, Heimlichkeiten, Probleme, Zittern, Weinen, Angst, Weggehen, Nie-Mehr-Wiederkommen*.

Bei diesen Kindern hat es große Konsequenzen, wenn man ihnen nicht sagt, was vor sich geht. Das ist dasselbe wie Lügen. Sie spüren dann das Verlogene, erkennen die Maskerade, verlieren das Vertrauen und legen sich selbst eine Maske zu. Kinder wie Benjamin. Kinder, die Schweigen und Verborgenes dringend in Sprache und Bilder verwandeln möchten, als die sie von der Seele endlich leichter getragen werden.

Doreen glaubte manchmal, dass sie sich bei Benjamin Vieles einbildete, sich sogar herbeiwünschte, weil sie sich allein fühlte und Schuldgefühle darüber empfand, dass sie ihr Kind zum einzigen Verbündeten machte. In ihrer lieblosen Ehe mit Carl, in der ihr Kind der einzige Berührungspunkt war und doch wieder nicht. Inmitten einer bedrohlichen Kluft zweier Familien, als deren Marionette sie sich fühlte und von deren Fäden sie sich nicht loszureißen wagte. Ihr ganzes Leben schien ein einziger

aufgedruckter Stempel geworden zu sein. Ein gestochenes Tattoo, tief mit ihrer Haut verwoben, das nichts über sie aussagte und das sie nicht noch einmal gewählt hätte.

Sie war sich nicht sicher, auf welcher Seite William stand. Erst seit wenigen Jahren blieb er aus der Ferne stets präsent. Jahre, nachdem Benjamins Geburt für ihn seine letzte große Enttäuschung war.

Wenn er nach Woodsville kam, schien er ihr wie ausgewechselt. Doreen konnte sich weder darüber freuen, noch darüber ärgern. Sie duldete ihn Benjamin zuliebe, hielt sich aber von ihm fern. Was sie von ihm kannte, war stärker als das, was ihr neu an ihm war. Das Neue machte ihr neue Angst. Sie wusste nicht, ob es gut oder schlecht war, nur dass auch William sich verändert hatte. Aber war er das wirklich? War er verändert? Aus dem, der er für sie war, verwandelte er sich in jemanden, der er damals hätte sein sollen. War es lediglich das Alter, das ihm eine neue Haut aufzwang? Auch sowas gibt es, dachte Doreen, mit Blick auf Benjamin, der William in seinen Tag- und Nachträumen dankbar entgegenrannte.

Es gibt Menschen, die plötzlich alles richtig machen, was sie bisher immer falsch gemacht hatten. Die Frage ist, wollen sie es oder müssen sie es? Oder wie Lesley einfach fragen würde: Wieso?

Vielleicht war das die Wahrheit, dass sich niemand vor Tränen verstecken kann. Nicht auf lange Sicht. Sie sind immer da. Hinter den Augen, die alles sehen. Lange bevor wir es fühlen wollen.

An diesem Tag, nach dem Frühstück, schrieb Benjamin seinem Großvater zurück. Er schrieb lange Briefe, die entweder sein Vater oder seine Mutter abschickten. Sein Vater hätte nie einen seiner Briefe gelesen. Das wusste er. Er vergaß höchstens, den Umschlag abzuschicken. Manchmal trug er ihn tagelang bei sich. Seine Mutter hätte alle Briefe lesen wollen, schaffte es aber nicht, sie zu öffnen. Benjamin nahm sich

dennoch vor, seine Briefe in Zukunft selbst einzuwerfen. Auch William riet ihm dazu. Niemand durfte sie lesen. Nicht die Familie, keine Nachbarn oder Freunde. Noch nicht.

„Darin ist eine Welt, für die sie nicht geschaffen sind. Man muss sie gut darauf vorbereiten.“ schrieb er oft als Begründung. Benjamin hätte sie alle gern in diese Welt geholt, sah aber ein, dass es in dieser Zeit unmöglich war. William lenkte ihn von seinem Wunsch ab, ein ganz gewöhnlicher Junge zu sein, ein unauffälliges Glied in ein und derselben Kette; in einer Reihe mit allen anderen zu gehen, auf ein und dasselbe Ziel zu.

„Das wäre feige.“ ermahnte ihn William. „Das Leben auf dieser Welt wäre sterbenslangweilig, wenn das jeder tun würde, der aus der Menge herausragt. Die Menge will zu den Sternen greifen, aber sie will kein Sternenfänger sein.“

Benjamin bekam große Angst, wenn William so sprach. Er hatte Angst vor dem Worte ‚Menge‘, sagte es aber nicht.

„Du kannst das tun!“ fügte William hinzu. „Du kannst wie alle anderen sein. Wie ein Chamäleon. Du kannst tun, was alle tun. Lernen, was alle lernen. Über all das reden, worüber alle reden. Aber glauben, darfst Du es nicht!“

Benjamin verstand das schwere Wort *Chamäleon* nicht.

„Das ist ein Reptil, ein kriechendes Tier, das sich überall in der Natur zurechtfinden kann. Es kann nach allen Seiten gleichzeitig blicken und seine Haut in vielen Farben verändern. Wenn es auf einem Stein sitzt, könnte man meinen, es sei ein Teil dieses Steins oder man meint, es gehöre zu einem Blatt oder einem Baum, zu jedem Teil der Natur, in dem es sich wiederfindet. Man muss gut hinsehen, um es als das zu erkennen, was es ist. Bei den Menschen ist das nicht anders, Ben. Aber nicht jeder Mensch weiss das.“

An den Osterfeiertagen, als William in Woodsville das letzte Mal zu Besuch war, machten sie lange Spaziergänge durch den Wald und am Hafen von Seattle entlang. An allen Orten, die Benjamin anzogen. Fröhlich, spätabends oder wenn es regnete. In Zeiten, wenn wenige Menschen dort waren.

William gefiel das sehr an Benjamin. Er mochte Menschen nicht, hielt sie für schrecklich unverlässlich und traute ihnen nicht über den Weg. Ihre Gunst, ihre Worte und Absichten sah er von ihrer Laune abhängig. Von der Macht, die sie gerade bewegt oder von der Ohnmacht, die sie befällt. Doch Williams Abneigung, mit der er sich quälte, war nicht der Hass, den er sich und Benjamin einredete. Der Hass war in Wirklichkeit eine tiefenttäuschte Liebe. Eine Liebe, für die er sich schämte. Seine Schande, die er den Menschen nicht verzeihen konnte.

Sorgsam mied er jeden Ort, wo sie sich, wie er sagte, „gleich Ameisen in Kolonien ansammeln, um sich zu einem geballten, großen Haufen zu verschmelzen“. So sah er die Menschen. Bedrohlich gleichgültig, niederen Zwecken verschrieben, mit ungenutzten Sinnen für das Wesentliche. Unfähig, eigenständig etwas Gutes auf die Beine zu stellen, etwas Bedeutendes aus sich zu erschaffen, ohne sich zweckmäßig an andere zu klammern. Hochbegabt, wenn es darum geht, Hoffnungen und Träume Einzelner zu zerstören, an die sie genauso wenig glauben wie an sich selbst.

„Wer die Menschheit ehrlich liebt, muss außerordentlich stark sein, Ben.“ sagte William oft. Wie um sich zu entschuldigen. Ein Mal nur wiederholte er den Satz nach einer langen Pause, in dem er das Wort ‚stark‘ mit dem Wort ‚dumm‘ ersetzte und sich damit etwas besser fühlte.

Nein. William zog es schon lange nicht mehr in die Menge und Benjamin sollte früh genug erfahren, warum. Auf Fragen, die er ihm stellte, hatte sich William eine prägnante und zuweilen bildhafte Erklärung angewöhnt. Erklärungen, die sich gegen die Menge richteten, in der er die Zukunft seines Enkels nicht sah – eigentlich für niemanden mehr sah.

„Sie wissen ja nicht, dass ich...“, sagte Benjamin an seiner Lieblingsstelle im Wald. „Und... trotzdem sagen sie: ‚Du bist anders als normale Kinder‘. Ist das nicht was Schlimmes?“

Zu dieser Zeit stellte er fest, dass es ihm an den liebsten und schönsten Orten leichter fiel, über die unangenehmsten Dinge zu sprechen. William überlegte eine Weile, bevor er antwortete.

„Nicht normal ist gut, Ben! Das heißt, dass ein paar gewöhnliche Steine in Deiner Schatzkiste fehlen. Aber wer will schon den ganzen Tag gewöhnliche Steine mit sich herumschleppen?“

Er schmunzelte erfreut, als wäre er soeben auf eine ungeahnte Lösung für ein nie gelöstes Problem gestoßen. Benjamin machte es ihm nach, um den Triumph – den Trost zu fühlen, den William fühlte. Es funktionierte nicht.

„*Normal* ist die Menge. *Anders* ist der Sternenfänger.“ erklärte William selbstsicher. „Er ist etwas Neues. Neu ist ungewöhnlich, kann aber etwas noch Außergewöhnlicheres hervorbringen. Natürlich nur, wenn Du aus dem Neuen in Dir etwas Wertvolles machst!“

Benjamin dachte oft und lange darüber nach. Es war schwer, darüber nachzudenken. Noch schwieriger war, es zu ignorieren, zu verdrängen und unmöglich, zu vergessen. Er fühlte sich zwischen zwei Welten gefangen. Zwischen der normalen Welt, in die er hineingeboren wurde und die er kannte und einer anderen Welt, die sich Jahr für Jahr in ihn hineingebär und in der er sich zurechtfinden musste. Jenseits der Menge. Einen viel zu langen Abschied von der gewohnten Welt vorausahnend, den er noch nicht begreifen wollte.

„Kennst Du *die Geschichte des Jungen vor der Pforte des Schicksals*?“ hatte ihn William damals gefragt. Benjamins wachsende Pupillen deuteten auf ein Nein hin. Sie standen gerade am Pier und schauten den auslaufenden Schiffen zu. Es war bereits

dunkel. Alle Lichter der Stadt, alle Sterne der Nacht konnten sich in ihren Augen spiegeln. Fast so, als schienen sie aus ihnen heraus. Wenn man es so sehen wollte.

Ihr Leuchten trat aus der Dunkelheit. Die Lichter verwandelte etwas Gewöhnliches und manchmal auch Bedrohliches in etwas Zauberhaftes. In all das Romantische, Abenteuerliche und Schöne, was man mit der Nacht verbindet. Auch wenn man es sich nur vorstellt, nur davon träumt, aber als Mensch nicht immer erlebt, selbst wenn man es könnte.

„Hör’ Dir die Geschichte an und vergiss sie nicht.“ Williams Stimme veränderte sich. Sie klang übermenschlich, unfehlbar. Als spräche Gottes Stimme auf Benjamin herab, doch mit Worten, wie sie nur ein Mensch finden konnte. Mit Worten des festen Glaubens. Auf nichts anderes gestützt, als auf die Stärke der Träume und die Schwäche des Träumers.

William erzählte sinngemäß Folgendes:

„Während sich die große goldene Pforte des Schicksals langsam schließt, wartet der Junge auf seine Familie und Freunde, die den ungewöhnlich hohen Stufen mühsam hinaufklettern. Der Junge wundert sich darüber, dass er so viel schneller klettern konnte. Allein dort oben stehend bekommt er Angst, weil er um einiges kleiner und leichter ist, als die schwere, hell erleuchtete Pforte, die er vor sich sieht. Es überkommen ihn Zweifel, ob es richtig war, sich dort hoch zu schleppen, wohin niemand sonst gelangen will. Erwartungsvoll blickt er zurück auf die riesigen, schneeweißen Stufen hinab, die aus dem Dunkel emporragen. Er feuert seine Gefolgschaft an und winkt sie zu sich. Niemand von ihnen schafft es rechtzeitig die letzte Stufe hinauf. Die Pforte schließt sich und der Junge muss wieder hinabsteigen. Zehn Jahre muss er warten, bis die Pforte sich erneut öffnet. – Wann immer sich also eine Pforte auftut, blicke nicht zurück, warte auf niemanden, der nicht wirklich mitkommen will. Meistens findest Du erst hinter der Pforte jene Gefährten, die für Dich und für Deinen Weg bestimmt sind.“

Benjamins Augen wanderten über Williams Gesicht, während er ihm zuhörte. Seine Haut war eine Landkarte geworden. Übersät von Pfaden aller Art. Sein Blick barg etwas, das man im Meer sieht, aber von oben nicht beschreiben kann. William war wie das Meer. Wie alle Menschen, mit denen er so unversöhnlich war. Wenn man ihn lange genug ansah und ihm ebenso lang zuhörte, spiegelte er das Innere nach außen. Es kam nur darauf an, wer ihn ansah, wer ihm zuhörte und wer wonach suchte.

Doreen sah den alten William nicht mehr so lange an, hörte ihm nicht mehr so genau zu, wie zu der Zeit, als er noch jung war. Sie fand einfach, dass sie längst an der Reihe war, gesehen und gehört zu werden. Doch sie zeigte und sie sagte nichts. Stattdessen übergab sie ihm Benjamin. Wortlos und ungerne.

Den längsten Brief schrieb Benjamin an jenem Samstag an William. Den letzten, den er nach Kanada schicken würde. Gerade rechtzeitig sollte er ankommen, noch bevor sein Großvater ihn an seinem 13. Geburtstag abholen würde. Seinen Vater hatte er an diesem Wochenende nicht gesehen. Das machte aber nichts. Carl war auch dann nicht da, wenn er da war. Er benahm sich zuhause, als säße er in einem Wartesaal. Mit Leuten, die ihn nicht interessierten, aber mit denen er sich nun einmal zusammengefunden hatte. Sie störten ihn nicht und sie beschäftigten ihn nicht. Denn die Hauptsache war etwas anderes. Das war Benjamins Gefühl bei ihm und dass er keine Vorstellung davon hatte – keine echte, reale Vorstellung – dass es noch Menschenleben außer seinem gab.

Doreen ging mit Benjamin spazieren, Eis essen, schwimmen und ins Kino. Sie verbrachten ein schönes Wochenende, aber kein unbeschwertes. Doreen gab sich größte Mühe, fröhlich und unternehmenslustig zu wirken. Die Leichtigkeit zufriedener Ehefrauen wollte sie versprühen. Eine Leichtigkeit, die sich auf Kinder überträgt. Doch die Last ihrer Seele war ihr wahres Gewicht.

Am liebsten hätte sie sich mit einer Flasche Cognac im Dunkeln auf die Couch gesetzt, geraucht, geklagt, getrauert und geweint. Bis ihr Augen und Kehle anschwellen, bis ihr schlecht wurde, bis die Gründe ihres Zustands nebensächlich waren und bis zum nächsten Mal vergessen blieben. Das hätte sie am liebsten getan. Wie sie es immer tat und wie sie Benjamin oft antraf. Auch in dieser Sonntagnacht.

„Warum ziehen wir nicht weg?“ fragte er. Im Pyjama setzte er sich neben sie und stellte ihr ein großes Glas Wasser hin. Sie rührte es nicht an.

„Das kannst Du nicht verstehen, Ben. Das ist nicht so einfach.“ antwortete sie.

„Warum nicht?“ Man sollte doch dürfen, was man will und nicht müssen, was man nicht will, fiel ihm ein.

Doreen schwieg lange. Ein lautes Schweigen. Ihre Augen, ihre Hände, ihre Haltung sprachen für sie. Sie sah auf einen toten Punkt, wie in ein Grab, das für ihre Sehnsucht bestimmt war. Ihre Hände wirkten unbeholfen, als gehörten sie ihr nicht. Ihre natürliche Schönheit, die ganze Kraft ihres Wesens, jede ihrer Stärken wichen einer totalen Selbstaufgabe. Sie sah aus wie ein edles Geschenk, in altes, vergilbtes Papier gehüllt. Ein Geschenk, das seinen eigenen Wert nicht kannte.

„Vor allem wegen Dir.“ sagte sie schließlich.

„Wegen mir?“ Diese Antwort hatte Benjamin nicht erwartet. Jede Antwort, aber nicht diese.

„Wenn Du groß bist, wirst Du mich fragen, warum Du keinen Vater haben konntest. Du wirst andere beneiden, die eine richtige Familie haben. Jedes Kind braucht seinen Vater.“

„Ich nicht. Nicht so einen.“ wehrte Benjamin ab.

„Sag' das nicht. Vielleicht vertragt ihr Euch später ganz gut und hasst mich dann beide. Ich will nicht, dass Du mich hasst. Jeder, aber nicht Du.“

„Aber bist Du dann nicht fröhlicher, wenn Du nicht hier bist mit ihm, mit der Familie?“ fragte Benjamin vorsichtig, die goldene Pforte vor Augen.

Doreen liefen neue Tränen über die Wangen.

„Allein bin ich nicht stark, Ben. Es tut mir so leid. Ich glaube, ich bin zu schwach.“ Das war sie. Doreens Antwort, die Benjamin zuerst befürchtet hatte.

„Allein kann man auch stark sein, Mom. Manchmal noch stärker. Ich bin doch auch allein.“ gab er zurück.

„Was?“

Benjamin sagte es und hörte erst im Nachhinein, was er da gesagt hatte. Er fühlte schneller, als er denken konnte.

Starr blickte er auf den Boden, wo er sich ein Zeitloch vorstellte, in das er hineinspringen konnte. Direkt in die Zukunft, wenn hoffentlich alle Gefühle schön und stark – alle Gedanken wahr und gut sein würden. Können Gefühle und Gedanken wachsen? Wie Pflanzen und Bäume? Wie Menschen? In beklemmenden Momenten stellte er sich die unmöglichsten, schwierigsten Fragen. Möglichst schwieriger, als die Situation, mit der er fertigwerden musste. Auch er machte schon als Kind den typischsten aller menschlichen Fehler, den er immer wieder begehen würde. Sich rasch in den Kopf zu flüchten, wenn er fühlen musste.

Am nächsten Morgen war die Cognac-Flasche nicht mehr da. Die vollen Aschenbecher waren leer und sauber, das Wohnzimmer aufgeräumt und gemütlich. Nichts deutete mehr darauf hin, dass jemand im Dunkeln gezittert, sich betrunken, Tränen vergossen und Zweifel ausgesprochen hatte. Nichts. Nicht einmal Doreens Gesicht, das plötzlich strahlte. Auf einmal war sie verwandelt, passte in das Leben, das sie führte; passte in eine neue Haut, in die sie schlüpfte. Carl war wieder da. Alle Gründe, ihn zu verlassen, waren weg. Bis zum nächsten Mal.

„Sei nett zu Deinem Vater.“ flüsterte Doreen Benjamin ins Ohr und gab ihm den morgendlichen Abschiedskuss. Carl sollte ihn diesmal mitnehmen und zur Schule

fahren. Damit sie nett zueinander sein konnten.

„Heute Abend mach' ich Dir Dein Lieblingsessen!“ versprach sie. Nur ein sehr kaltes Herz wäre imstande gewesen, ihre von neuer Hoffnung getränkte Freundlichkeit nicht mit Wärme und Zustimmung zu erwidern. Was ist falsch an der Hoffnung, an der Freundlichkeit? Benjamin wollte sie ja hoffnungsvoll sehen. Sie alle wollte er so sehen, aber aus den richtigen, nicht erfundenen Gründen. Aus Gründen, die kein Verfallsdatum haben.

Dennoch ahnte und befürchtete Benjamin, dass es ihm trotz seines Geheimnisses (oder gerade deswegen) nicht so einfach gelingen würde, was seinen Eltern oder Großeltern hätte gelingen sollen. Er würde ihre Fehler (vielleicht) nicht begehen, doch würde er dann etwas gewinnen? Liebe hat viel mit Vergebung zu tun. Mit Reue. Egal, ob man schuldig oder schuldlos ist. Mit Hoffnung, auch wenn keine da ist. Mit Freundlichkeit, wo sie naiv erscheint. Das hat er in der Liebe schnell erkannt, weil sie viel mit Enttäuschung zu tun hat. Mit einer Stärke, die sehr nah an der Schwäche liegt. Das war das Unerträgliche für Benjamin. Die Liebe selbst ist zunächst eine offene Wunde, aus der dann eine hässliche oder aber eine schöne Narbe werden kann. Zu lieben bedeutet, zur selben Zeit mutig zu sein und sich schwach zu fühlen, sich zu ergeben und zu hoffen, dass dies nicht der Vorteil eines anderen wird.

Lesley erschien an der Türschwelle. Sie wollte Benjamin ein Stück Kuchen mitgeben, sagte sie. Dass sie die augenblickliche Stimmung im Haus erkunden wollte, sagte sie nicht. Benjamins Gesicht war nicht freundlich, als er den Kuchen entgegennahm. Ihm schmeckten ihre Kuchen nicht. Vielleicht nur, weil sie von ihr waren. Sie war die erste, die ihm beigebracht hatte, dass Gefälligkeiten getarnte Bestechungen sein können.

„Vertragen sie sich wieder?“ flüsterte ihm Lesley ins Ohr. „Achte drauf, dass das so bleibt! Halte mich auf dem Laufenden! Ich zähle auf Dich!“

Benjamin schwieg. Er drückte den eingewickelten Kuchen widerwillig in den Schulranzen. Dann holte er seinen an William adressierten Brief heraus. Zögernd hielt er ihn in der Hand. Er hatte immer das Gefühl, dass seine Briefe unvollständig waren. Plötzlich steckte er ihn rasch in die Hosentasche, als er Lesleys fragenden Blick auf sich spürte.

„Zur Post schaffen wir es nicht.“ sagte Carl. Benjamin war nicht überrascht, nicht mal mehr enttäuscht. Er wusste längst, warum die Zeit für seinen Vater stets so knapp war.

Carl war wie immer in Eile. Er packte hastig seine Aktentasche und rollte Entwürfe zusammen. In Seattle war er ein angesehener Architekt. So lernte er Doreen kennen, die ihren Beruf als Innenarchitektin aufgab, um wie ihre Schwester und ihre Schwägerinnen Hausfrau zu sein. Carl hielt das für vernünftig und vor allem praktisch. Seinen Beruf liebte er nicht so sehr wie den Luxus und die Anerkennung, den er ihm ermöglichte. Doch er redete sich gerne ein, in seiner Arbeit aufzugehen, weil er mit Frau und Kind nichts anzufangen wusste. Sie gehörten zum Erfolg eines Mannes, jedoch gab es für sie keine Bedienungsanleitung. Er wollte nicht in der Stadt leben. In der Stadt fallen erfolgreiche Männer nicht mehr so auf. In Woodsville gab es nicht viele von ihnen. Nicht viele, denen womöglich Doreen hätte auffallen können. Für Carl war seine Frau ein wichtiger Bestandteil seines Ansehens. Eine Art Schmuckstück, wie es viele Frauen für Männer wie Carl sind. Mit Schmuck lebt man nicht. Man zeigt ihn. Man besitzt ihn.

Die Familie, ihre und seine, war günstigerweise zu nah, zu allgegenwärtig, als dass Doreen von anderen hätte umworben werden können. Jedenfalls von keinem Mann, der den Mut dafür aufbrachte. In dem Neugier und Leidenschaft grösser waren als die Hürden, die er vor sich sah. Keinen Mann, der Doreen einen Sinn zu kämpfen gegeben hätte. Um ihretwillen. Sie war nicht wie Carl. Für sich allein war sie keine Kämpferin. Benjamin blieb ihr einziger Sinn.

Was mag das wohl bedeuten? Vielleicht, dass es in der Welt wenige Menschen gibt, die hohe Ansprüche an sich und andere stellen. Ansprüche, die über Ansehen und Aussehen hinausgehen. Jede Frau wie Doreen (oder jeder Mann mit diesen Ansprüchen) scheitert an dieser Tatsache. Ein Scheitern, das aber nicht ihre Schande ist.

„Hör' mal Ben, ich fahre heute ohnehin zur Post, wenn ich einkaufen gehe. Gib' mir doch Deinen Brief mit!“ schlug Lesley vor.

Benjamin drückte seine Finger so fest gegen den Umschlag in seiner Hosentasche, dass sich die Buchstaben des Wortes Kanada auf ihnen abzeichneten. Misstrauen stach Lesley aus seinem Gesicht entgegen. Umgekehrt sah er es auch so. Es wirkte ansteckend. Er schüttelte heftig den Kopf, was ihm nicht bewusst war.

„Schatz, nun gib' ihr schon den Brief! Sie will doch nur nett sein! Sogar einen Kuchen hast Du bekommen!“ sagte Doreen. Sie war stets um Eintracht bemüht.

„Wir sind spät dran, Junge! Lass' den Brief da!“ Carl war gereizt. Wenn er gereizt war, sprach er laut, unbeherrscht und zeigte einen Geiz für Worte.

„Ich kann ihn selbst einwerfen!“ wandte Benjamin ein. Er spürte, dass seine Stimme nicht beharrlich, nicht unerschrocken genug war. Drei Menschen um ihn herum, das waren zwei Stimmen, zwei beharrliche Absichten zu viel.

„Sei doch nicht so! Sie meint es doch nur gut!“ beschwichtigte Doreen erneut. Benjamin aber fühlte es. Er hörte es. Er sah es. Lesley wollte nicht nett sein. Lesley wollte vorfinden.

„Schluss jetzt! Gehen wir!“ Unversehens zog Carl Benjamins Hand aus der Hosentasche. Grob entriss er ihm den Brief aus den verkrampften Fingern und drückte ihn Lesley in die Hand. Benjamin wollte nach dem Brief greifen, bekam aber Angst, dass er die Neugier auf den Inhalt noch verstärken würde. Carl lief zum Auto. Doreen folgte ihm mit den Entwürfen. Sie stritten auf dem Weg darüber, wie man mit seinem Kind umgeht. Benjamin und Lesley standen allein an der Schwelle.

„Was machst Du auch für einen Aufstand?! Ist doch kein Geheimnis, wem Du immerzu schreibst! Tust ja so, als gingen Deine Briefe an den Papst!“ sagte sie und verdrehte die Augen. Stets hatte sie für ihre Worte eine passende Gestik. Worte allein waren ihr zu schwach. Sie selbst sah lieber genau hin, als genau hinzuhören.

„Ich finde auch, Du solltest den Sommer zuhause verbringen und nicht bei ihm. Er ist ein alter, einsamer Kauz. Hier hast Du Kinder zum Spielen. Was willst Du mit ihm?“ Sie drehte den Brief in ihrer Hand, als gehörte er in den Müll.

Benjamin schwieg eisern. Jedes Wort von ihr dagegen klang überdeutlich, wie angeworfen und doch unauffällig, dass nur Benjamin es hörte. Sein Schweigen war die Antwort auf Worte, die man schlucken muss und nicht erwidern kann. Lesley strich ihm die Strähnen aus der Stirn. Von Weitem sah sie wie eine Tante aus, die vor ihrem Neffen stand. Fast zärtlich erschien sie, den Brief nun demonstrativ an ihren Bauch gedrückt. Sie war im Vorteil. Der Brief und Benjamin, beide waren in ihrer Hand.

„Schämst Du Dich nicht? Deine Eltern haben weiß Gott genug Probleme! Du solltest ihnen lieber keine Sorgen bereiten und ein gutes Kind sein, hörst Du!?“

„Ich bin ein gutes Kind.“ sagte er, aber seine Stimme klang nicht so sicher, nicht so glaubwürdig wie ihre, da er viel zu sehr überlegte, ob das, was er gesagt hatte, *die* Wahrheit oder *seine* Wahrheit war. Er klang wie Doreen. Wie jemand, der im Dunkeln zweifelt, obwohl er es besser weiß. Nichts ist so selbstbewusst wie das Wort oder die Tat, der keine Gedanken vorausgehen. Benjamin war klar, dass sie ihm den Brief nicht mehr zurückgeben würde. Er war zu schwach, um diesen Kampf zu gewinnen. Also rannte er, so schnell wie seine Wut groß war, zum Auto, wo er hinten einstieg. Um allein zu sein.

Sein Vater sprach kein Wort mit ihm. Das wäre auch ohne die Szene mit dem Brief so gewesen. Auch dann, wenn die Zeit nicht knapp war. Benjamin sah aus dem

Fenster, ehe ihn Carl vor der Schule absetzte. Die Welt sieht meistens viel friedlicher, viel schöner aus, wenn man nur vorbeifährt. Darum sind Menschen so gern unterwegs. Man kann sich dann Dinge vorstellen, die besser sind als die Dinge, die man weiß. Zum Beispiel, dass Lesley den Brief einfach einwerfen würde.

Doch Benjamin sah den geöffneten Brief genau vor sich. Zeilen, in denen er Williams Worte wiederholte, die sein Geheimnis zu erklären versuchten. Und Zeilen, mit denen er zu erklären versuchte, warum es ein Geheimnis bleiben musste: Seine Eltern hatten weiß Gott genug Probleme.

Es gibt nichts Fataleres, als ein Geheimnis, als Macht in den falschen Händen. In Lesleys Händen. Als hätte er diese Macht über sich einem Fremden überlassen, dessen Herz er nie berührt hatte. Lesley benutzte oft das Wort Geheimnis, dabei war alles, worüber sie sprach oder woran sie dachte, gar kein Geheimnis. Wenn sie dann wirklich eins zu hören bekommen hätte, wäre sie überfordert gewesen. Sogar enttäuscht, weil sie keins hatte. Keins, das ihr Leben, ihre Ohnmacht hätte rechtfertigen können.

Nach der Schule wollte Benjamin nicht nach Hause. Alles in ihm sträubte sich dagegen. Sein Gewissen tadelte ihn dafür. Er streifte langsam durch die bewaldete Gegend, suchte Umwege, die aus seinem Heimweg einen Ausflug machten. Jeden Moment konnte ihn ein aufmerksamer Bürger fragen, ob er sich verlaufen habe. Das tat aber niemand. Auf der Straße reihten sich die hohen Baumstämme. Ihre Äste und Zweige ragten in den fernen Himmel, während ihre Blätter von der Erde angezogen blieben. Bäume, dachte er, haben mit Menschen viel gemeinsam. Überhaupt können Menschen alles sein, was es in der Natur gibt.

Benjamin ging jenem Waldstück entlang, das in den Gemeindeprospekten abgebildet war. Auf einem Bild sah man die Rückseite des Hauses, in dem sie wohnten. Schade, war es nicht mitten im Wald, an einer Lichtung, wo Bäume Stärke und Ver-

lässlichkeit vermitteln. Alle paar Meter säumten Parkbänke den Waldweg. Auf einer Bank saß ein Mann in Williams Alter, aber bei schlechterer Gesundheit. Er bemerkte Benjamin nicht, als er vorbeiging und grüßte. Ob William gerade jetzt irgendwo allein auf einer Parkbank saß? Von seinen Erinnerungen zehrend oder sie neu gestaltend. Alte und totgeglaubte Träume wiederbelebend. Mit seiner Reue, die er vor allem empfand und niemandem mitteilen konnte, der sie geglaubt hätte.

Wäre der Mensch ein Baum, wären Erinnerungen seine Blätter. Tief in der Rinde sein Geist, seine Gedanken. Verflochten seine Gefühle in den Ästen. Gebrechlich in den Zweigen die Träume.

Benjamin kam der Weggabelung immer näher, die zu seinem Haus führte. Er wollte noch immer nicht ankommen, nicht nach Hause. Nach Hause zu Carl, der sich wie ein Fremder benahm, wie ein unverschämter Gast, der nicht gehen und nicht bleiben wollte. Nach Hause zu Doreen, die er nicht davon überzeugen konnte, dass sie bei den falschen Menschen suchte, was sie verdient hätte. Nicht nach Hause zur Familie. Zu den Blutsverwandten und Angeheirateten, doch keiner, der ein Seelenverwandter hätte sein können.

Wie findet man ihn und woher will man wissen, dass man ihn gefunden hat? Das hatte er William in einem seiner Briefe gefragt. William antwortete, es liege im Gefühl und in der Vorstellungskraft, wie verwandt einem jemand ist. Darin, wie sehr man sich selbst sein kann; kein ungewolltes Leben führen zu müssen, frei von dem Zwang, in fremde Haut zu schlüpfen. Man erkennt es auch daran, wie instinktiv man einander kennt – nicht wie lange – und wie sehr man einander verbunden ist, ohne sich angebunden zu fühlen.

Das Problem liege darin, dass wir die meiste Zeit von vielen Menschen umgeben sind, für die wir uns strecken und verbiegen, weil sie in Wirklichkeit viel zu weit weg sind. Wir versuchen sie ständig zu erreichen. Dabei übersehen wir jene, die ent-

fernt zu sein scheinen, für unser Leben fremd, doch eigentlich ganz nah und vertraut – und deshalb oft Furcht einflößend. Für das, was echt ist, muss man nicht immer kämpfen, um an den Wert zu glauben. Man muss nur hinsehen, mit allen Sinnen es erkennen. Wie das Chamäleon in einer kargen Landschaft.

Benjamin verstand das sehr gut. William war Meilen von ihm entfernt. Jahre und Jahrzehnte lagen zwischen ihnen. Ihre Nähe bestand lediglich aus Briefen und aus Augenblicken, Minuten und Stunden, die aber schon genügten, um allen Tagen und Nächten eine Bedeutung zu geben. Das Besondere zwischen ihnen war nicht die Beziehung zwischen Großvater und Enkel. Nicht die Blutsverwandtschaft. Das Besondere war: William hatte keine Angst vor Benjamins Geheimnis.

Benjamin musste nach Hause kommen. Die Pforten sind immer da, wo die Angst am größten ist, hatte William ihm geschrieben. Es war schon spät. Benjamin hätte vor zwei Stunden zuhause sein müssen. Er lief aus dem Wald, überquerte die grüne Wiese hinter ihrem Haus, in dem bereits die Glühbirnen brannten. Sie warfen Schatten an die Decke. Von Möbeln und Menschen. Je näher er der Hauswand kam, desto stärker hörte er die Stimmen. Seine Eltern stritten. Genau genommen war es Carl, der sich stritt. Er klang unnatürlich, als hätte er sich in eine unberechenbare Kreatur verwandelt. Mit einem wilden Tier verwandt, das sich in ein schwächeres verbissen hatte, nicht von ihm abließ, bis er es erlegte.

Benjamin rannte ins Haus. Seine Eltern waren allein. Nicht einmal Lesley war da. (Sie kam für gewöhnlich erst am nächsten Morgen, um sich Sorgen zu machen.) Beide bemerkten ihn noch nicht. Ein Vorhang war zerrissen. Glasscherben blitzten vom Boden auf. Es roch nach Alkohol und Zigaretten. Doreen saß zitternd auf dem Sofa und weinte. Carl stand direkt unter der Lampe und fuchtelte wild mit den Armen. Die Worte zischten nur so aus seinem Mund. Großzügig. Im Überfluss. Dreckig und

gewalttätig waren sie, dass sie schon aus seiner Stimme eine Bedrohung, eine Waffe machten. Als er Benjamin erblickte, nahm er die Pose eines Generals an. Er wurde ruhig. Bedrohlich ruhig. Mit auf dem Rücken verschränkten Armen trat er auf Benjamin zu. Seinen Kopf hielt er höher, um noch grösser, noch überlegener zu wirken.

„Du kommst mir gerade recht! Komm her! Herkommen, hab' ich gesagt!“ schrie er laut durch die Zähne hindurch. Doreen sprang auf und wies auf die Glasscherben.

„Lass das Kind in Frieden! Das geht nur uns beide was an!“ Plötzlich war sie stark, ihrem Mann ebenbürtig.

Carl ignorierte sie und ging auf seinen Sohn zu. Benjamin fühlte sich verletzt, aber er fürchtete sich nicht. Er hatte nicht diese Angst, die sein Vater ihm einflößen wollte. Seine Angst war eine andere, die Carl sich nicht vorstellen konnte.

„Sag Du mir nun, dass Deine Mutter es hier nicht mehr aushält! Dass sie wegziehen soll! Willst Du das auch?“

„Ja.“ sagte Benjamin. „Mit Dir ist sie nur traurig. Sie muss hier weg.“

Carls Augen wurden immer grösser, seine Lippen immer schmaler.

„Halt den Mund!“ schrie er, ohne dass Benjamin noch etwas gesagt hätte.

„Halt ja den Mund! Ich bestimme, wer weg geht und wer bleibt!“

Doreen versuchte, ihn von Benjamin wegzustoßen, während er so tat, als spürte er ihre Hände nicht. Er fühlte sich unbezwingbar und doch war er das schwächste Wesen im Raum.

„Tante Lesley hat Dir den Brief gezeigt.“ sagte Benjamin plötzlich.

„Lesley?“ fragte Doreen. Sie blickte zwischen den beiden hin und her, doch keiner sagte noch etwas.

„Was ist mit dem Brief?“ fragte sie erneut.

„Verflucht sei die, die Dich geboren hat!“ stieß Carl hervor. Sein Blick traf Benjamin, dann Doreen.

„Gib' mir den Brief! Los, gib' ihn mir! Hörst Du nicht?“ forderte sie. Sie klang wie

Carl.

„Tante Lesley hat ihn danach abgeschickt, damit niemand merkt, dass sie ihn gelesen haben.“ erklärte Benjamin.

Carl blickte stumm um sich und fasste sich in die Haare.

„Woher weißt Du das?“ fragte Doreen. „Was ist denn hier los?“

Carl lachte auf. Ein irrsinniges, gequältes Lachen.

„Er weiß...“ begann er. „Er weiß angeblich, was wir denken... fühlen... woran wir uns erinnern, was wir uns vorstellen. Er weiß natürlich auch, dass Du gehen willst! Der verrückte William scheint das jedenfalls zu glauben. Lesley glaubt etwas ganz anderes!“

Doreen sah Benjamin an. Carl redete weiter wirres Zeug, das ursprünglich aus Lesleys Mund kam. Aber für ein Mal kümmerte es Doreen nicht. Sie hörte nicht hin und hätte auch nichts verstanden, wenn sie zugehört hätte. War das der Punkt, wenn Leute sagen: ‚Ich kann nicht mehr. Ich liebe Dich nicht mehr.‘ Oder hieß es vielmehr: ‚Wir hatten uns ineinander verbissen. Jetzt lasse ich ab von Dir.‘ Er hätte immer nur sie gewollt und kein Kind, hatte er oft gesagt. Aber wie konnte er ihr gemeinsames Fleisch und Blut nicht lieben, es sogar fürchten? Vielleicht war es bei Doreen dieses Gefühl, dieser Punkt, der eine neue Pforte öffnete.

„Sag‘ mir Ben, kannst Du das wirklich? Wenn es so ist, dann musst Du es mir sagen. Du musst mit mir darüber reden!“ Sie setzte sich auf den Boden und fuhr ihm mit den Händen über den Kopf. Sie glaubte es nicht, aber selbst wenn es nur Fantasien sein sollten, war es nicht weniger bedenklich.

Carl ergriff seine Jacke und suchte seinen Autoschlüssel.

„Wo willst Du jetzt hin? Gerade jetzt?“ fragte Doreen.

„Dein Sohn wird es Dir bestimmt sagen können!“

Benjamin schüttelte den Kopf, als Doreen ihn ansah.

„Jetzt bin ich aber gespannt!“ rief Carl herausfordernd, als er schon an der Türschwelle stand. Benjamin zögerte lange.

„Er geht nicht immer zur Arbeit, wenn er weg geht. Dort geht es ihm nicht gut. Er denkt viel an Geld, das nicht mehr da ist.“ sagte er schließlich. „Er ist viel wütend und ganz woanders, wenn er zuhause ist. Und...und wenn es ihm schlecht geht, wie jetzt, dann geht er irgendwohin, wo viele Lichter sind und wo Frauen so tun, als würden sie ihn gern haben. Das ist sehr teuer.“

Benjamin sagte nicht alles. Er verstummte, als er sah, wie Doreen den Kopf zur Seite drehte und ihre Augen fest zusammenkniff. Carl errötete und donnerte die Tür wieder zu, die er aufgerissen hatte. Die Vorhänge flatterten.

„Na, wenigstens tun sie so als ob.“ murmelte er.

„Das scheint ja auch sehr gefragt zu sein.“ rief Doreen ihm zu. „Eine Gabe, die sicher kein Geheimnis ist!“

Carl riss die Tür wieder auf und schmetterte sie hinter sich zu. Er war gegangen. Das war eine Verwandlung. Bis zu diesem Tag ließ er von niemandem ab, und wenn es die ganze Nacht dauerte, bis Doreen nur noch Frieden, nur noch Stille wollte. Und seien sie erkauft, indem sie in die Haut einer ergebenen Frau schlüpfte.

„Komm, setz Dich hier rauf!“ sagte Doreen. Benjamin setzte sich an den Esstisch.

Sie machte ihnen beiden eine heiße Schokolade. Sie trank so etwas nie. Aber in diesem Augenblick tat es ihnen beiden gut, die heiße Tasse nur schon zu umfassen und den süßen Duft wahrzunehmen. Als würde er ihnen sagen: ‚Die Freude ist da. Es gibt sie. Ihr müsst nur etwas tun, was ihr so selten tut.‘

Es klopfte an der Tür. Lesley. Zuverlässig wie der Applaus nach jeder noch so schlechten Bühnenvorstellung. Doreen lief schnell an die Tür. Sie sah Lesleys Umrisse durch die Glasspalten und drehte den Schlüssel, den sie stecken ließ. Eine Weile klopfte Lesley noch und gab auf. Solange Doreen und Benjamin sie noch hören konn-

ten, saßen sie still am Tisch und spielten mit ihren Tassen.

„Was denkst Du gerade? Was fühlst Du?“ fragte sie ihn.

„Ich wünsche mir, Du weißt es schon und ich muss nichts sagen.“ antwortete er.

„Das wünsche ich mir auch.“ Doreen lächelte. Sie war traurig, aber ihre Augen leuchteten. So als hätte sie nicht länger in ein Grab gesehen, sondern zu den Sternen hinauf. William hatte dieses Leuchten damals am Pier. Deshalb begann Benjamin zunächst von William zu erzählen.

„Dein Großvater war nicht immer so.“ unterbrach ihn Doreen.

„Ich weiß. Er weiß das auch. Man kann aber gut werden, wenn man das weiß!“ erklärte Benjamin.

„Wieso denkt Daddy nicht so wie Großvater? Ich meine jetzt. Nicht wenn er alt ist. Er versteht gar nichts. Schaut nie zurück. Wieso tut er solche bösen Sachen? Wieso interessieren wir ihn nicht?“ Er wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

„Und...und warum wollen uns alle hier lieber traurig sehen als fröhlich? Sie sind doch selber traurig und wollen auch lieber fröhlich sein! Niemand ist so, wie er denkt und... nicht so, wie er fühlt. Warum ist das so?“

„Ich weiß es nicht.“ sagte Doreen.

„Erzähl' mir von dem, was im Brief stand. Vergessen wir jetzt die anderen. Erzähl' mir von dem, was Carl gesagt hat.“ Doreen war nicht furchtlos, als sie das sagte, aber sie war entschlossen. Mit einem Wort: stark.

„Es hat nach meinem 11. Geburtstag angefangen.“ sagte Benjamin. „Zuerst dachte ich, dass ich das alles selber denke, dass ich vielleicht schlecht bin. Aber viel verstand ich gar nicht und merkte dann, dass es von anderen kommt. Am Anfang war es nicht immer. Nur wenn jemand gerade böse oder sehr traurig war. Wenn ich dann allein war, konnte ich es besser verstehen. Es war schwer, weil ich ja auch selber über Sa-

chen nachdenke. Und da waren dann plötzlich viele Leute, die auch irgendwie in mir waren. So als sind sie *ich* und ich bin auch *sie*. Ich wusste dann nie, was ich denke und was die anderen. Was ich fühle und was sie fühlen. Jetzt kann ich das immer besser.“

Doreen machte ein sehr besorgtes Gesicht. ‚Ist das wirklich möglich?‘ dachte sie. Sie starrte in die Tasse. Sie fühlte sich, als wäre sie in die Erde gezogen worden. Bemüht darum, gar nichts zu denken, kratzte sie am Henkel. Nichts zu denken, nichts zu fühlen, war schwer, stellte sie überrascht fest.

„Du bist jetzt böse, weil Großvater das weiß und nicht Du.“ bemerkte Benjamin. Mehr um sie zu überzeugen, als um das zu sagen. Sie blickte auf und versuchte möglichst freundlich zu wirken.

„Ich wünschte, Ihr hättet beide mit mir gesprochen.“ beschönigte sie. Es war die halbe Wahrheit. *Ihre* Wahrheit.

„Was ist mit den Erinnerungen?“ fragte sie. Das beunruhigte sie am meisten. Sie konzentrierte sich ganz fest auf die Tasse und zählte die Bläschen, die auf der Oberfläche schwammen.

„So hat Großvater es gemerkt.“

„Er hat es selber gemerkt? Wie denn?“

„Es war zufällig.“ schickte Benjamin voraus. Doreen starrte wieder in die Tasse.

„Weißt Du noch vorletzten Winter, als ich am Wochenende bei Großvater in Kanada war? Da haben wir Schnee geschaufelt und zwei Schneemänner gebaut. Einer war ich, der andere Großvater.“ Doreen lächelte.

„Da hat mir Großvater erzählt, dass er auch mit Dir zwei Schneemänner gebaut hat. Tante Lesley und Onkel Nathan waren noch zu klein. Es war Weihnachten und Du hast eine Schallplatte bekommen. Das Lied kanntest Du aus dem Radio und Du hast es sehr gemocht und immer gesungen. Ihr habt es beide die ganze Zeit gesungen im Schnee.“

Doreen fiel alles wieder ein und sie fing an zu singen.

*„If these trees could walk / like humans do / if they could talk / like me and you / in their roots they would stay / on a silent place forever / thankful for each day / being together.“ **

„Das hast Du letzten Samstag gesummt, nicht wahr?!“ sagte Doreen.

„William konnte nie gut singen, aber er sang trotzdem mit.“ erinnerte sie sich.

„Genau! Als er mir das Lied vorsingen wollte und es nicht richtig konnte, sang ich einfach drauflos, weil ich es hören konnte, so wie er es früher hörte, genauso wie ihr beide es gesungen habt. Das war schön.“

„Das ist ja unglaublich!“ Doreen erhob sich vom Stuhl.

„Großvater denkt viel über früher nach.“ sprach Benjamin schnell weiter. „Da haben wir drüber gesprochen und ich hab’ ihm gesagt, dass ich viele Erinnerungen, die er hat, irgendwie sehen kann. Dass ich auch mit anderen diese vielen Gedanken habe, die sie selber denken und mich oft traurig fühle, weil ich auch nichts dagegen machen kann. Ich meine, ich kann nichts schöner machen, kann nicht helfen, dass die Gefühle schöner werden.“

Doreen sah Benjamin hilflos an, ging auf ihn zu und küsste ihn.

„Das ist auch nicht Deine Aufgabe.“ sagte sie. „Es ist genau anders herum, Ben. Wir müssen Dir helfen, damit umzugehen.“

„Das könnt Ihr gar nicht! Ich muss das selber lernen.“

„Das kannst Du nicht allein!“ warf Doreen ein. „Sowas ist eine große Sache, Ben. Nicht mal Erwachsene, die ähnliche Fähigkeiten haben, schaffen das allein.“

„Das hat Großvater auch gesagt. Darum hat er nach Leuten gesucht, die auch solche Geheimnisse haben. Er will mich diesen Leuten vorstellen, wenn ich zu ihm komme. Sie sollen mir helfen, das Geheimnis zu lernen. Ich kann dann vielleicht später damit Leuten helfen.“

** erfunden*

„Was sind das für Leute?“ fragte Doreen. „Und überhaupt... wieso bespricht er das nicht mit mir? Du bist mein Kind, nicht seins!“

„Er wollte das auch. Jetzt an meinem Geburtstag. Er wollte Dich fragen, dass Du mitkommst. Aber er wollte zuerst allein mit Dir reden. Du redest ja nicht gern mit ihm.“ Benjamin hielt inne und überlegte, ob er fortfahren sollte. Er wartete Doreens Verfassung ab.

„Er wollte Dir alles erzählen, wenn Du nach Kanada kommst. Hier bist Du ein anderer Mensch, sagt er. Ganz fremd. Nicht so wie Du wirklich bist.“

„Ein anderer Mensch? Fremd? Hat er das so gesagt?“ Doreen wurde wütend, war sich aber nicht sicher, was von William und was von Benjamin selbst kam. Sie wollte ausholen und sagen, wer William ist, wer er in ihren Augen war, aber sie ließ es sein. Benjamin wusste es ohnehin schon. Es hatte keinen Zweck mehr. Sie musste der Hoffnung eine neue Chance geben oder sie ganz bleiben lassen.

„Er sagt, es tut ihm leid, dass er Dich bei Deiner Mutter und der Familie gelassen hat. Dass er nie wiedergekommen ist. Dass Du Dad geheiratet hast und so nah bei der Familie geblieben bist. Von seinem Schicksal weggelaufen ist er. Das sagt er immer wieder. Und er fühlt auch so.“

„Und jetzt will er Dich mir wegnehmen?“ fragte Doreen aus Zorn.

„Nein, Mom! Du warst immer anders als die anderen, hat er gesagt. Immer direkt und hast mit dem Herzen gedacht. Hattest einen eigenen Kopf, wie er sagt und er war irgendwann sicher, dass Du einen eigenen Weg gehen wirst, ihn gar nicht brauchst. Und er war froh, weil er glaubte, dass man ihn auch nicht braucht, weil er selber geglaubt hat, dass er niemanden braucht. Von mir weiß er, wie es Dir geht. Darum kommt er uns auch oft besuchen. Er will uns helfen, aber Du musst ihm vertrauen.“ Benjamin senkte den Kopf.

„Und was ist mit Lesley und Nathan? Mit seinen anderen Enkelkindern?“

„Bei ihnen ist es zu spät, sagt er. Sie sind zufrieden mit sich, auch wenn sie gar

nicht wirklich zufrieden sind. Sie reden ja auch alle mit ihm, aber eigentlich mögen sie ihn gar nicht, interessieren sich nicht für ihn. Sie tun nur so, weil es sich so gehört. Sie brauchen ihn nicht mehr so wie Du. Darum bist Du die einzige, die mit ihm nicht redet. Du willst nicht, weil Du Angst hast, ihn immer wieder zu verlieren. Du lässt ihn ganz gehen.“

Doreen quollen die Tränen aus den Augen, die sie bis dahin mühsam zurückhielt. Sie umarmte Benjamin, damit er sie nicht wieder weinen sah, auch wenn er es wusste. Lange hielt sie ihn fest, dass er kaum noch Luft kriegte, aber er sagte nichts.

Er dachte daran, wie er sich immer wieder vorgestellt hatte, in Doreens Gedanken einzugreifen, irgendwie zu bewirken, dass sie sich anders fühlte, als die Umstände es zuließen. Es sollte doch möglich sein, dass Menschen, die getreten werden, nicht liegen bleiben, sondern sich erheben. Dass jeder, der sein Herz nach außen trägt, trotzdem eine unerschütterliche Stärke im Innern behält. Wofür sonst hätte seine Gabe einen Sinn? Bloß um andere zu durchleuchten, in ihr Innerstes zu sehen, ohne dass sie es ahnen? Gegen ihren Willen in ihnen zu sein und sich dabei mächtig oder ohnmächtig zu fühlen?

Das konnte nicht richtig sein. Es konnte nicht das sein, was die Natur wollte. Er glaubte, mehr zu verstehen, hieße auch, mehr tun zu können. Aber es reichte nicht immer, um etwas zu verändern. Und vielleicht war er es, Benjamin, der sich verändern, sich verwandeln musste. Vom Begabten zum Gebenden – zum Wirkenden.

Doreen nahm in dieser Nacht alles Bargeld, das sie finden konnte und packte ein paar Sachen zusammen. Nur das Allernötigste. Zum ersten Mal sah sie, wie viele Sachen, Möbel und Gegenstände sie im Haus hatte. So Vieles, das jetzt unbrauchbar, unbedeutend war. Stets hatte sie darauf geachtet, alles sauber und ordentlich zu hal-

ten, weil nichts in Ordnung war. Sie sprach kein Wort, während sie durch die Zimmer lief, lächelte aber Benjamin immer wieder zu. Er half ihr beim Packen. In einer Stille, die friedlich war, nicht leer. Doreen schrieb keine Nachricht. Ihre Entscheidung war die Botschaft.

Sie verließen das Haus, so wie es war. Mit seinen Scherben, den umgeworfenen Gegenständen, vollen Aschenbechern und unerfüllten Sehnsüchten. Dem Dunst aus Tabak und Hochprozentigem. Mit der erstickenden Schwere in der Luft, die sie eingeatmet, mit der sie gelebt hatten.

Sie fuhren mit dem Taxi nach Seattle. Beim Portview Hospital sah Doreen zum anderen Fenster hinaus, um nicht an Margareth, an ihre Mutter zu denken, nicht an Vergangenes, das gegenwärtig blieb und doch schmerzlich verloren war. Als sie am erleuchteten Hafen vorbeifuhren, erzählte Benjamin von William, wie sie am Pier standen und er seiner Geschichte zuhörte.

Doreen sprach immer noch nicht. Sie war aufgeregt. Nie hätte sie sich träumen lassen, dass sie den vermeintlich sicheren Boden verlassen würde. Ohne zurückzusehen. Ohne Zweifel. Ohne Reue.

Das ist gar nicht so unvorstellbar, überlegte sie. Nicht, wenn es Menschen gibt, denen etwas daran liegt und die ein ehrliches Streben danach haben, uns so zu sehen, so zu erleben, wie wir sind und sein wollen, nicht was man aus uns gemacht hat.

In einem Hotel übernachteten sie. Am nächsten Vormittag schon saßen sie im ersten Flieger, der nach Ontario flog. William hatte noch keine Ahnung. Auch Doreen wusste noch nicht, welches selbstbestimmte Leben sie in Kanada wohl würde führen können. Sie wusste nichts von ihrem eigenen Haus, das bereits seit ein paar Jahren auf sie wartete. Direkt an einem Steg, unter dem blau-grünes Meerwasser rauschte.

Kein neues, fertiges Haus. Eins, das sie gestalten konnte. Mit ihren Farben. Mit ihren Ideen und ihrer Art zu leben. Ein Haus ganz für sie allein. Und irgendwann, ganz bestimmt, auch für einen Mann, der nicht Carl war.

Ungeduldig im Flugzeug sitzend, fragte sich Doreen, was William wohl sagen würde, wenn sie beide vor ihm standen. Benjamin sah sie verschmitzt an.

„Er wird sagen: Haben wir endlich einen Stern gefangen?!“ sagte er frech.

„Wir, einen Stern? Sowas sagt William doch nicht!“ Doreen lachte.

Um die vielen Stimmen um ihn herum zu dämpfen, konzentrierte sich Benjamin auf die Spitze des Flügels, die er durch das kleine Fenster sehen konnte.

„Aber er wird es denken.“ flüsterte er.